

## NACH DEM STURM

ERINNERUNGEN AN EINEN WINTER IN CZERNOWITZ

ODER: SPAZIERGÄNGE MIT JOSEF BURG

Michael Martens

Das Hotel Kiew in Czernowitz. Zu Habsburgerzeiten hieß es mondän Imperial, und die Adresse war Rathausstraße, bei der Liliengasse. Das Hotel liegt in der Ulitza Hlawna, in der Hauptstraße. Es hat andere Zeiten gekannt, bessere. Von den Fassaden bröckelt der Putz, in den dunklen Gängen fehlen die Lampen, die Schränke in den Zimmern haben keine Bügel, durch die Fensterritzen pfeift der Wind, rotbraun wie das Haar einer bukowinischen Dorfschönheit tröpfelt das Wasser aus dem Hahn im Badezimmer. Als die alte Frau an der Rezeption hört, daß ich länger bleiben will, sagt sie:

„Damit Sie es wissen - warmes Wasser haben wir nur morgens und abends, und dienstags gibt es keinen Strom!“ „Warum nicht?“ frage ich. „Woher soll ich das wissen?“, fragt sie vorwurfsvoll zurück, und ich bleibe stumm. Wirklich, woher soll sie das wissen?

Mein Zimmer hat ein Telefon. Ich wähle die Nummer von Josef Burg. Wir kennen uns bisher nur vom Hören, ich habe ihn mehrmals von Kiew aus angerufen. Er nimmt ab, wir plaudern ein wenig, sehr zurückhaltend. Wir sind beide vorsichtig, keiner weiß so recht, was er dem anderen sagen soll. So behelfen wir uns mit dem außergewöhnlich kalten Winter, mit meiner Anreise aus Kiew im Zug, die über zwölf Stunden dauerte. Wir verabreden uns für den Nachmittag des nächsten Tages.

Ich denke an mein erstes Gespräch mit Josef Burg. Nachdem ich die Nummer gewählt hatte, knackte und rauschte es nur in der Leitung, dann schließlich nahm jemand ab, und aus der Bukowina drang ein leises „Hallo, Hallo?“ nach Kiew. Zunächst sprachen wir russisch, bis ich Josef Burg eher beiläufig fragte, ob er, der vor dem „Anschluß“ in Wien Germanistik studiert hatte, sich denn an das Deutsche noch erinnere. Da wechselte er sofort die Sprache, redete ausschließlich deutsch mit mir, fließend und fehlerfrei. Zum Abschied sagte er: „Sehen Sie, mit mir kann man auch deutsch sprechen. Ich habe nichts vergessen!“

Unterwegs in der Stadt. Ob Czernowitz nun am Nabel Europas liegt oder am Rande davon, ist Ansichtssache. Wenige Kilometer von hier verläuft die rumänische Grenze, dahinter fängt die südliche Bukowina an. Czernowitz ist Teil der nördlichen Bukowina, gelegen im westlichsten Zipfel der Ukraine, über 400 Kilometer Luftlinie von der Hauptstadt Kiew entfernt.

Am Marktplatz, der früher Ringplatz hieß, in der Bar morgens um zehn. Wacklige Sperrholztische, schmierige Wachstuchdecken. Auf dem Tresen, in einer roten Plastikschale, liegen belegte Brote und Gurken. Die gibt es zum Wodka, der in fünfzig, hundert oder hundertfünfzig Gramm ausgeschenkt wird. Zwei Tresenphilosophen, nicht mehr jung und noch nicht alt, sitzen hinter ihren Gläsern zu je hundertfünfzig und schweigen einander an. Es ist alles gesagt. „Nu scto?“ - „Also was nun?“, fragt der eine schließlich, und sie heben ihre Gläser und trinken aus. Dann schweigen sie weiter.

Draußen, entlang einer Kopfsteinpflastergasse, reihen sich die Früchte des seit kaum zehn Jahren wieder erlaubten Unternehmertums aneinander, kleine Kellerläden, die sich alle ähneln. Ein paar Sorten billigen Wodkas und einige Flaschen schlechten Weins gibt es, dazu Mehl und Zucker in großen Säcken, in denen Holzlöffel stecken, auch ein paar Tafeln Schokolade und ein Zuber Karamelbonbons der Marke Karakum, die wohl jeder Mensch zwischen der Beresina und Kamtschatka schon einmal gelutscht hat, weil diese Sorte auch zu Sowjetzeiten selbst im letzten Dorfladen immer vorrätig war. In den meisten Läden hängt ein Poster an der Wand mit einem lächelnden Seifenopernhelden oder einem Südseestrand darauf. An der Außenwand eines dieser Läden klebt ein Kinoplakat. Es ist, wie alle Kinoplakate in der ukrainischen Provinz, handgemalt und wirbt für einen amerikanischen Film. Er läuft im Kino in der Nähe des alten Marktplatzes. Dieses Kino war einst eine Synagoge, die größte und prächtigste von Czernowitz. Zur Eröffnung kam Kaiser Franz-Joseph aus Wien. Das war 1908. Eigentlich hatten die Sowjets, als sie 1947 endgültig die Macht in Czernowitz übernahmen, das Gebäude in die Luft sprengen wollen, doch das Vorhaben scheiterte auf eine Weise, welche die Urheber des Plans der Lächerlichkeit preisgab. Man erzählt sich in Czernowitz noch heute die Geschichte davon. Das trug sich so zu: In tagelanger Arbeit wurden von einem eigens angereisten Sprengmeister und seinen Gehilfen die Mauern mit Dynamit präpariert. Schließlich war der Moment der Sprengung gekommen. Es gab ein großes Getöse, in den umliegenden Häusern barsten die Fensterscheiben, der Lärm hallte durch die gesamte Stadt, Rauch und Staublagen über den Gassen bei der Synagoge. Als sich der Staub gelegt hatte, stand die Synagoge da wie zuvor. Also machte man ein Kino daraus.

Auch das Jüdische Haus in der Nähe durfte unter Stalin nicht mehr jüdisch sein. Handwerker erhielten die Order, den Davidstern des gußeisernen Treppengeländers im Jüdischen Haus die Spitzen abzusägen, und so wurden aus über hundert Davidsternen über hundert merkwürdig schräge Vierecke. Zu Beginn der neunziger Jahre zahlte die jüdische Gemeinde von Czernowitz den Enkeln dieser Handwerker viel Geld dafür, den Vierecken wieder Spitzen zu verpassen, allen bis auf eines.

Das soll bleiben und an den Irrsinn des Bildersturms erinnern. Sollte nun in Kiew irgendwann einmal ein extremer Nationalist an die Macht kommen, wird es wieder Arbeit geben für die Handwerker der Stadt. Mit etwas Geschick läßt sich aus den Sternen sicherlich auch jenes einem Dreieck ähnliche Gebilde formen, das als Nationalsymbol der Ukraine fungiert. So muß es nicht kommen, aber so könnte es kommen.

Abends im Hotel. Es ist Februar, die Heizung kommt nicht gegen die Kälte von draußen an. Ich habe mir deshalb eine Flasche Wein gekauft, Monastirskaja Isba, Klosterklausur, ein Rotwein, ziemlich schlecht, aber der einzige, der aufzutreiben war.

So sitze ich, in Schal und Mantel, an dem schiefgezimmerten Tischchen meines Hotelzimmers, trinke Rotwein aus einem Zahnputzbecher und lese Josef Burg. Ich lese mir laut vor, das hilft gegen die Kälte, und außerdem übertönt es die russischen Schlager aus dem Restaurant im Erdgeschoß, wo eine kleine Band spielt. Manchmal lege ich das Buch zur Seite. In meinem Kopf sind dann Burgs Geschichten, ist Moidl der Schneider, sind die Flößer auf dem Karpaten-flüßchen Tschermosch, ist Weinstein, der junge Dichter aus Bessarabien, der in Samarkand begraben liegt, sind die Straßen von Wischnitz, des Shtetls am Rande der Karpaten, in dem Joseph Burg geboren wurde. Und an mein Ohr dringen die russischen Schlager, in denen es um Liebe, Südseeinseln und Märchenprinzen geht, um all das, was für die dreieinhalbminütige Ewigkeit eines Popsongs aus der altersgrauen Wirklichkeit der Provinzmetropole Czernowitz entführt. So mischen sich Vergangenheit und Gegenwart in den zwölf Quadratmetern Czernowitz, die ich im Februar 1998 bewohne.

Ulitzja Scheptizkogo, Haus Nummer 13. Hier wohnt der letzte jüdische Schriftsteller von Czernowitz, nach dem Tode des Nobelpreisträgers Isaac Singer der letzte noch lebende große jiddische Autor dieses Jahrhunderts, wie die „Allgemeine Jüdische Wochenzeitung“ schrieb. Wie lebt nun ein großer Autor? Im Treppenhaus des heruntergekommenen Gebäudes aus dem Fin de siècle fehlen einige Fenster, es riecht nach verbranntem Laub, weil irgend jemand im Hof ein Feuer gemacht hat und Rauchschwaden durch die Fensterkreuze ziehen. Als ich klinge, bin ich nervös.

Wir haben abgemacht, daß Herr Burg mir aus seinem Leben erzählen soll, aber wir haben uns noch nie gesehen. Wenn wir uns nun nicht sympathisch sind? Wer würde schon einem völlig Fremden, den er nicht mag, aus einem Leben erzählen? Josef Burg öffnet selbst.

„Kommen Sie herein“

Durch den dunklen Vorflur, der mit der Nachbarwohnung geteilt wird, führt er mich zur Wohnungstür. Klein ist er, zierlich, dürr. Seine Frau vertraut mir später ihre Sorgen an: Er ißt zu wenig.

„Legen Sie ab!“

Durch einen zweiten Flur, den eigentlich zur Wohnung gehörenden, geleitet mich Josef Burg in sein Arbeitszimmer, das zur Straße liegt. Natürlich überall Bücher. Hebräische, deutsche, russische. An einer Wand des Arbeitszimmers hängen Fotos, die meisten sind schwarzweiß. Sie zeigen Schriftsteller, Freunde, Bekannte, Familienmitglieder, die Frau, ihn selbst. Zu vielen Bildern gibt es traurige Geschichten, von denen ich später erfahren werde. Hinter den meisten Fotos, die osteuropäische Juden zeigen, steht eine traurige Geschichte. Aber nur selten ist jemand da, der sie erzählen kann. Einige Fotos sind auch mit frohen Erinnerungen verknüpft: Josef Burg hat eine Tochter, eine Enkeltochter und seit 1998 auch einen Urenkel.

Wieder kreist das Gespräch zunächst um Belangloses, doch schon dabei wird deutlich, daß es uns gelingen wird, miteinander zu sprechen. Die Atmosphäre ist entspannt. Die Straße vor dem Haus ist kaum befahrbar, es ist still im Zimmer. Ein letzter kritischer Moment ist meist das Einschalten des Tonbands. Da merken die Leute dann, daß es sich nicht um ein ganz normales Gespräch handelt, sondern daß unwiderruflich etwas bleiben wird von dem Gesagten, und oft ist dann die Scheu wieder da, die vorher schon von ihnen abgefallen war. Doch Josef Burg beachtet das Mikrofon kaum, und bald haben wir vergessen, daß unsere Worte aufgezeichnet werden. Wir versinken für den Rest des Nachmittags in unserem Gespräch. Nur manchmal machen wir kleine Pausen und trinken Tee, den Burgs fürsorgliche Frau uns bereitet. Wir haben uns vorgenommen, über das ganze Leben von Josef Burg zu sprechen. Als wir am Abend aufhören, sind wir erst beim Beginn seiner Laufbahn als Schriftsteller angekommen, bei dem jungen Mann in Czernowitz, der Dichter werden will und sich nach Wien

aufmacht, um Germanistik zu studieren. Also verabreden wir für den nächsten Tag ein weiteres Treffen. So wird es fast eine Woche lang gehen.

Wieder draußen. Das alte Czernowitz, das Czernowitz von Paul Celan, Rose Ausländer und Josef Burg, um das alle Erinnerungen in der kleinen Wohnung des Hauses Nummer 13 in der Ulitza Schepitzkogo kreisten, verwandelt sich wieder in eine ukrainische Provinzstadt des Jahres 1998. In hundert Jahren, wohl in fünfzig schon, wird auch dieses Czernowitz eines von gestern sein. Nachdem das 20. Jahrhundert über die Bukowina hinweggefegt ist, Völker, Traditionen und Kulturen zerstört hat, keine Seele auf der anderen ließ, ist Ruhe eingekehrt. Das Leben plätschert beschaulich dahin. Ruhe nach dem Sturm. Heute befindet sich die Stadt in einem weltanschaulichen Niemandsland, zwischen einem pubertären, halb Stark auftrumpfenden Kapitalismus und den üblichen postsowjetischen Miasmen. Die Marktwirtschaft ist noch nicht ganz da, und die Mesalliance aus Tristesse, Phlegma und Verfall, die in der Sowjetunion zu Kommunismus hatte werden sollen, ist noch nicht ganz verschwunden. Wenige Schritte von Josef Burgs Wohnung entfernt, im Kellergeschoß einer Mietskaserne aus österreichischer Zeit, liegt eine der zahlreichen Grill-Bars, welche die neue Freiheit im Handgepäck mit sich brachte. Zu Bier und Hähnchen dröhnt „Lady Madonna“ aus den Lautsprechern, einige Studenten scheinen dies den Vorlesungen vorzuziehen. In ihren Gesprächen geht es um Fußball, Fernsehstars oder darum, wie hoch man den ukrainischen Zoll bestechen muß, wenn man Autos aus Deutschland oder Österreich einführen will.

Im Hotel ist es immer noch kalt. Unten im Erdgeschoß nimmt der Abend seinen Lauf.

Wieder spielt eine Band russische Schlager. Wer den Musikern etwas zusteckt, darf sich ein Lied wünschen. Eines wird immer wieder gefordert. Es ist der Schlager einer kasachischen Gruppe, ein Sommerhit von vor zwei Jahren, der immer noch gern gehört wird. Die Leute kennen Wieder spielt eine Band russische Schlager. Wer den Musikern etwas zusteckt, darf sich ein Lied wünschen. Eines wird immer wieder gefordert. Es ist der Schlager einer kasachischen Gruppe, ein Sommerhit von vor zwei Jahren, der immer noch gern gehört wird. Die Leute kennen den Refrain und singen ihn mit. Er geht so:

Eine ungeliebte Frau  
wartet auf mich,  
jeden Abend,  
in der Dämmerung  
am Fenster.  
Sie winkt mir zu,  
lockt.  
Vergebliche Versprechungen.  
Ungeliebt bleibt sie,  
denn ich gehe vorüber,  
jeden Abend,  
in der Dämmerung,  
am Fenster.

Bis spät in die Nacht spielen die Musiker, und immer wieder werden sie aufgefordert, das Lied von der Frau zu singen, die vergeblich wartet. Als die Band aufhört, kommt Popmusik vom Band. Schnulzen. Warum hast du mich verlassen. Und so fort.

Einmal machten Josef Burg und ich einen Spaziergang. Wir gingen durch die Straßen und Gassen des alten Czernowitz und Josef Burg erzählte, erinnerte sich. An Franz Werfel, den er in Wien kennengelernt hatte. An Rose Ausländer und Paul Celan. Ausländer hatte er persönlich gekannt, Celan zunächst nicht. „Der war ja noch viel zu jung.“ Als Josef Burg begann, sich in literarischen Kreisen zu bewegen, als er in den Salons aus seinen ersten Werken vorlas, ging Celan gerade in die zweite Klasse.

Jahre später hat ihm dann jemand gesagt, daß da ein junger Mann sei, der hervorragend schreiben könne. Aber Burg hat nicht weiter darauf geachtet. „Es schrieben ja so viele damals.“

Als wir an einem Buchladen vorbeikamen, wollte Josef Burg kurz hineinschauen. Die Buchhändlerin begrüßte ihn persönlich. „Und, wie ist es? Sind Sie etwas losgeworden?“ fragte Burg sie auf russisch.

Oben auf dem Regal standen, seit Monaten schon, einige Exemplare seines letzten Buches, das in ukrainischer Übersetzung erschienen war. Die Buchhändlerin seufzte. „Ach Herr Burg, Sie wissen doch - es liest keiner mehr. Nichts haben wir verkauft, gar nichts.“

Die Buchhändlerin klagte uns ihr Leid. Nur Ratgeber und Schundromane verkauften sich noch, und selbst die nur schleppend. „Die Leute haben kein Geld mehr für Literatur.“

Früher, zu Sowjetzeiten, sei sie als Leiterin des größten Buchladens von Czernowitz eine geachtete und vielgefragte Persönlichkeit gewesen. Oft seien Menschen in der Tram auf sie zugekommen und hätten leise gefragt, wann denn wieder neue Bücher kämen. Die neue Puschkin-Ausgabe müßte doch schon längst da sein. Die dreibändige Dreiser-Übersetzung auch. Und der Bulgakow, der neulich in der Literaturnaja Gaseta angekündigt wurde? In Moskau soll es ihn schon geben!

Dann baten sie mich immer, wenn etwas reinkäme, sollte ich sofort bei ihnen anrufen.“

Das tat sie auch und lebte nicht schlecht davon. Die bevorzugten Kunden zeigten sich erkenntlich. Ärzte fanden Medikamente, die es in der ganzen Stadt nicht gab, und Verkäuferinnen hatten immer Schokolade, wenn die Chefin des Buchhandels zufällig kam, die gute Schokolade, nicht bloß Karakum-Karamelbonbons...

Ja, sinnierte Josef Burg, als wir den Buchladen verlassen hatten, nicht al les sei besser geworden nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Was den Buchmarkt beträfe, sei eigentlich sogar fast alles schlechter geworden. Wir gingen weiter, und Josef Burg zeigte mir, wo früher in der Herrengasse, dem Flanierboulevard der Stadt, die Buchhandlungen gewesen waren und die Cafés der Bohemiens.

Es war wirklich das alte Czernowitz, durch das wir gingen, nicht das gegenwärtige. Für jede Straße kannte er den alten deutschen Namen. Selbst nach 1918, als die Bukowina Rumänien zugeschlagen wurde und Bukarest alle Straßen umbenennen ließ, benutzten die nicht-rumänischen Czernowitzer, und das waren die meisten, immer noch die alten Straßennamen. Man verabredete sich weiterhin in der Brauhausgasse, ging Einkaufen am Ferdinandsplatz, erledigte etwas in der Rothkirchstraße. Josef Burg nannte Straßennamen, wußte sogar die Namen der Cafés zu sagen, in denen sich dieser und jener Schriftsteller aufgehalten hatte, zeigte auf Geschäfte, erzählte von ihren früheren Besitzern und erinnerte sich, wer von ihnen eine schöne Frau hatte, wessen Sohn trank und wer damals...

Es gibt eine Geschichte von Josef Burg, in der ein alter Mann aus dem Fenster seiner Wohnung sieht und sich an sein Leben erinnert, an sein Leben in seiner Stadt, an all die Menschen, die eine Rolle darin gespielt haben. Er betrachtet die Häuser und Fensterkreuze, Türen und Parkbänke. Zu allen gibt es eine Geschichte, die sich vor langer Zeit zugetragen hat, als der Mann noch jung war und die Schoah unvorstellbar fern.

Als Josef Burg diese Geschichte schrieb, war er noch gar nicht so alt. Mit den Jahren aber ist er selbst dieser alte Mann aus seiner Geschichte geworden. Er wird das beim Schreiben geahnt haben.

Eigentlich war er schon 1959 dieser Mann, als er mit seiner Frau, seiner Tochter und 47 Lebensjahren endlich wieder zurückkehrte in seine Heimatstadt, aus der er vor den Nationalsozialisten geflüchtet war.

Das Leben hatte ihn auch nach 1945 bald hierhin, bald dorthin getrieben, er hatte eine Odyssee durch die UdSSR hinter sich, hatte in Zentralasien gelebt und bei Moskau.

Vielleicht hätte er auch nicht zurückgewollt gleich nach 1945, selbst, wenn er gekonnt hätte. Es gab niemanden mehr in Czernowitz, der auf ihn wartete.

Ich habe mich oft gefragt, ob Josef Burg das neue Czernowitz, das Czernowitz der Coca-Cola-Plakate an den Ladenfenstern, der aus Kellerbars dumpftönenden Popmusik, der in Mercedeslimousinen fahrenden Unterweltbosse, noch wahrnimmt.

Den politischen Umbruch in der Sowjetunion hat er begrüßt. Die grellen und meist häßlichen Symptome der neuen Freiheit schienen ihn aber kaum zu interessieren, nicht auf der Straße und nicht im Gespräch. Als habe er für sich entschieden, daß ihn das nichts mehr angeht.

Wischnitz in den Vorkarpaten. Ist Czernowitz schon eine Provinzstadt, so ist Wischnitz fast ein Dorf. In Wischnitz wurde Josef Burg 1912 geboren. Damals hatte das Städtchen 6.800 Einwohner, von denen 6.300 Juden waren. Es fällt schwer zu glauben, daß heute mehr Menschen in Wischnitz leben.

Wischnitz hat einen Bahnhof. Es ist ein Kopfbahnhof. Dahinter fangen die Karpaten an. Zwei Züge halten täglich in Wischnitz; das heißt, eigentlich ist es nur einer.

Morgens fährt er nach Czernowitz, dann hat er dort einen Tag Aufenthalt, und abends fährt er wieder nach Wischnitz zurück. Der Zug, der zwischen dem 86 Kilometer entfernten Czernowitz und Wischnitz hin und her pendelt, besteht aus drei Waggons, verrostet und dreckig, mit zersplitterten Fenstern und schmutzstarrenden Sitzen. An einigen Stellen fehlen die Bodenbretter, man kann durch kleine Löcher

auf die Gleise sehen. Aber es ist der einzige Zug, der nach Wischnitz fährt, und so hat keine andere Wahl, wer nach Wischnitz will oder muß.

Die Fahrt von Czernowitz nach Wischnitz dauert ungefähr hundert Jahre. Wischnitz ist ein mit Eisenbahnschienen aus dem zwanzigsten durchsetztes Stück neunzehntes Jahrhundert. Ein Städtchen, das ein Shtetl war. Obwohl jeden Tag nur ein Zug ankommt in Wischnitz und einer abfährt, gibt es dort einen Bahnhofsvorsteher. In seinem Dienstraum steht ein mannshoher grüner Kachelofen, außerdem ein eiserner Kleiderständer, ein Tisch, zwei Stühle, eine Bank und ein Tresor. Da ist vielleicht der Fahrplan drin. Im Wartesaal steht auch ein Kachelofen, nur ist der braun und nicht grün. Im Sommer sitzt nie jemand im Wartesaal, denn draußen, auf dem Bahnsteig, ragen zwei riesige Baumstümpfe aus der Erde heraus, gerade so hoch, daß man bequem drauf sitzen kann.

Die Verwandten oder Freunde, die jemand abholen wollen, der nach Czernowitz gefahren ist, kommen manchmal schon Stunden vorher zum Bahnhof, setzen sich auf die Baumstümpfe und warten. Denn es gibt keinen festen Fahrplan, jeden falls keinen, der eingehalten würde. Der Zug nach Czernowitz fährt irgendwann morgens ab, und irgendwann abends kommt er wieder.

Aber es gibt noch einen Grund, warum die Leute gerne Zeit am Bahnhof verbringen: weil nämlich am Bahnhof immer auch andere auf ihre Freunde oder Verwandten warten. So läßt es sich trefflich tratschen.

Es ist eine Art Picknick. Brot bringt man von zu Hause mit, und für's Trinken ist gesorgt. Wer den einen Durst hat, geht an den Ziehbrunnen neben dem Bahnhofsgebäude, wer den anderen Durst hat, bekommt in dem kleinen Laden beim Bahnhof eine Flasche Wodka. Die meisten Männer haben den anderen Durst.

Die Straße, in der Josef Burg aufgewachsen ist, liegt an einem kleinen Hügel. Sie heißt Josef-Burg-Straße. Der Stadtrat hat vor ein paar Jahren entschieden, sie so zu nennen. Im Stadtrat sitzen Ukrainer. Juden gibt es keine mehr in Wischnitz.

Unten, am ehemaligen Ringplatz, dem Zentrum des Städtchens, zu dem alle Gassen hinführen, gibt es ein Hotel. Die Übernachtung kostet den Gegenwert von drei Mark.

Neben dem Eingang ist ein kleiner Raum, in dem eine Liege und ein Schwarzweißfernseher stehen. Das ist die Rezeption. Die Empfangsdame sieht gerade fern. Eine amerikanische Seifenoper in ukrainischer Übersetzung. Ich frage, ob noch ein Zimmer frei sei.

„Alle Zimmer sind noch frei“, antwortet sie.

Da sie keine Anstalten macht, mir eines anzubieten, frage ich, ob es wohl ein Zimmer mit Blick auf den Marktplatz gäbe. „Gibt es“. Wieder Pause. „Könnte ich das Zimmer einmal ansehen? Ich würde gerne einige Tage bleiben.“

Es trifft sich gut, daß eine Reklamepause der Empfangsdame erlaubt, mir ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie mustert mich mißtrauisch. Meine Bitte um ein Zimmer gefällt ihr gar nicht.

„Wollen Sie nicht besser in Czernowitz übernachten? Das ist eine große Stadt, da gibt es schöne Hotels. Bei uns ist es nicht so schick.“ Schließlich läßt sie sich doch überreden, nimmt einen riesigen Bund Schlüssel, die aussehen, als öffneten sie Tür und Tor auf einem schottischen Schloß, und führt mich nach oben.

Dort liegt ein langer dunkler Flur, und an einem Ende des Flurs liegt das Zimmer mit Blick auf den Marktplatz. Bei uns ist es nicht so schick, wiederholt sie, während sie mit einem der Riesenschlüssel die Tür zu einem Zimmer öffnet, dessen biedere Gemütlichkeit jedem „Chic“ überlegen ist.

Ein Kachelofen sorgt für Wärme, und das nicht erst seit gestern. Die Kopfkissen haben einen Knick in der Mitte. Der Holzfußboden knarrt bei jedem Schritt. Weiß und aufgedunsen liegt ein Federbett bereit. Aus dem Fenster sieht man die Hügel, in deren Tal Wischnitz liegt.

Was ich denn wolle in Wischnitz, fragt mich die Frau, neugierig geworden. Ich erzähle ihr von Josef Burg, davon, daß er hier geboren wurde, daß ich mir das Städtchen, von dem er mir so viel erzählt hat, ansehen möchte. Sie hat von Josef Burg noch nie gehört. Ob ich aus Moskau käme, fragt sie. Als sie hört, daß ich aus Kiew komme, aber Deutscher bin, kann sie es nicht glauben.

„Und deswegen kommen Sie aus Kiew? Für einen Schriftsteller?“

AUS: Josef Burg - Michael Martens: „Irrfahrten - Ein ostjüdisches Leben“, Hans Boldt Literaturverlag.

### **DIE AUTOREN:**

Josef Burg, geboren 1912 in Wischnitz (Bukowina), Schulbesuch und Studium am Lehrerseminar in Czernowitz, Studium der Germanistik in Wien. 1938 Rückkehr nach Czernowitz. 1941 Flucht in die Sowjetunion. Seit 1958 lebt er wieder in Czernowitz. Josef Burgs erste Erzählung erschien 1934. Es folgten mehrere Erzählbände und Veröffentlichungen in Zeitschriften. Die letzte Veröffentlichung ist das 1999 in Deutschland erschienene Buch „Ein verspätetes Echo“, das fünfzehn Erzählungen zusammenfaßt. Michael Martens, geboren 1973 in Hamburg. Von 1995 bis Mitte 1997 lebte er als Journalist in Zentralasien, danach in Kiew. Seit Ende 1998 ist er in St. Petersburg tätig. Seine Reportagen, Feuilletons, Interviews und Buchbesprechungen wurden in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht

Erschienen in:

**VIA REGIA** – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 70/71 2001, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen*

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>